

Nora Roberts | Im Licht des Vergessens

NORA ROBERTS

Im Licht des Vergessens

Roman

Aus dem Amerikanischen von Christiane Burkhardt

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *High Noon* bei
G. P. Putnam's Sons, Penguin Group (USA) Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Copyright © 2007 by Nora Roberts
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by
Diana Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Barbara Raschig
Herstellung | Gabriele Kutscha
Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

978-3-453-29048-8

*Für Amy Berkover,
die Verhandlerin*

ANFANGSPHASE

»*Do not forsake me,
oh, my darlin'.*«

AUS DEM TITELSONG VON *HIGH NOON* –
ZWÖLF UHR MITTAGS

1 In den Tod zu springen war eine ziemlich bescheuerte Art, den St. Patrick's Day zu begehen. Und wenn man an diesem freien Tag angerufen wurde, um jemanden davon abzuhalten, am St. Patrick's Day in den Tod zu springen, konnte man sich das grüne Guinness und die Dudelsackmusik erst mal abschnicken.

Phoebe bahnte sich mühsam ihren Weg durch die Einheimischen und Touristen, die zur Feier des Tages die Straßen und Gehsteige bevölkerten. Der Officer in Uniform wartete schon auf sie, wie vereinbart. Sein Blick huschte über ihr Gesicht und wanderte dann nach unten bis zur Dienstmarke, die sie an ihrer Hosentasche befestigt hatte. Sie trug eine dreiviertellange Baumwollhose, Sandalen und ein kleeblattgrünes T-Shirt unter der Leinenjacke. Nicht gerade das professionelle Outfit, auf das sie im Job normalerweise Wert legte, dachte Phoebe.

Aber egal, schließlich sollte sie jetzt eigentlich zusammen mit ihrer Familie auf der Terrasse ihres Hauses sitzen, Limonade trinken und sich die Parade ansehen.

»Lieutenant MacNamara?«

»Richtig. Fahren wir los.« Sie stieg ein, holte mit einer Hand ihr Handy heraus und schnallte sich mit der anderen an. »Captain, ich bin gleich da. Wie ist die Situation?«

Die Sirene heulte, während der Fahrer aufs Gas drückte. Phoebe holte ihren Block heraus und machte sich Notizen.

Joseph (Joe) Ryder, Selbstmordkandidat, bewaffnet. Siebenundzwanzig, weiß, verheiratet/geschieden. Barmann/entlassen.

Religionszugehörigkeit unbekannt. Keine Familienangehörigen vor Ort.

WARUM? Seine Frau hat ihn verlassen, die Sportsbar, in der er arbeitete, hat ihn rausgeworfen, Spielschulden.

Keine Vorstrafen, keine vorausgegangenen Selbstmordversuche.

Die Person ist abwechselnd weinerlich/aggressiv. Bisher sind noch keine Schüsse gefallen.

»Gut.« Phoebe atmete hörbar aus. Schon bald würde sie Joe besser kennenlernen. »Wer redet mit ihm?«

»Er hat sein Handy dabei, da war aber nichts zu machen. Wir haben seinen Arbeitgeber geholt – seinen ehemaligen Arbeitgeber, der gleichzeitig sein Vermieter ist.«

»Gut. In ungefähr fünf Minuten bin ich da.« Sie sah kurz zum Fahrer hinüber, der zustimmend nickte. »Halte ihn mir so lange am Leben.«

In Joe Ryders Wohnung im vierten Stock plagte Duncan Swift das Gewissen. Schweiß stand auf seiner Stirn. Jemand, den er kannte, mit dem er ein paar Biere gezischt und rumgewitzelt hatte, saß auf dem Dachvorsprung mit einer Waffe in der Hand. Verdammt.

Weil ich ihn rausgeworfen habe, dachte Duncan. Weil ich ihm nur einen Monat Zeit gegeben habe, die Wohnung zu räumen. Weil ich nicht aufgepasst habe.

Jetzt würde sich Joe vielleicht eine Kugel in den Kopf jagen oder sich vom Dach stürzen.

Nicht gerade die Art Volksbelustigung, auf die die Menschenmassen an St. Patrick's Day gewartet hatten. Was sie allerdings auch nicht davon abhielt, zahlreich herbeizuströmen. Die Polizei hatte den Wohnblock abgesperrt, aber vom Fenster aus konnte Duncan sehen, wie sich die

Menschen gegen die Absperrungen drängten und nach oben sahen.

Er nahm das Handy. »Komm schon, Joe, wir finden bestimmt eine Lösung.« Wie oft, fragte sich Duncan, würde er diesen Satz *noch* wiederholen müssen, den der Polizist in seinem Notizbuch einkringelte. »Lass die Waffe fallen und komm wieder rein.«

»Du hast mich gefeuert, verdammt noch mal!«

»Ja, ja, ich weiß. Es tut mir leid, Joe. Ich war echt sauer.« Du hast mich beklaut, dachte Duncan. Du hast mich bestohlen. Du hast sogar versucht, mir eine reinzuhauen. »Mir war nicht klar, wie sehr dich das alles mitnimmt, ich hatte ja auch keine Ahnung, was eigentlich mit dir los ist. Wenn du wieder reinkommst, finden wir schon eine Lösung.«

»Du weißt doch, dass mich Lori verlassen hat.«

»Ich ...« Nein, nicht ›Ich‹, fiel Duncan wieder ein. Ihn quälten unerträgliche Kopfschmerzen, trotzdem bemühte er sich, den Anweisungen, die ihm Captain McVee gegeben hatte, Folge zu leisten. »Du musst völlig durch den Wind sein deswegen.«

Statt zu antworten, schluchzte Joe erneut los.

»Einfach weiterreden«, murmelte Dave.

Duncan hörte sich Joes Gejammer an und versuchte die Sätze zu wiederholen, die man ihm beigebracht hatte.

Plötzlich kam diese Rothaarige ins Zimmer geschossen. Während sie mit dem Captain redete, schälte sie sich blitzschnell aus ihrer Sommerjacke und streifte sich eine kugelsichere Weste über.

Duncan verstand nicht, was die beiden sagten, und konnte seine Augen nicht von ihr lassen. Willensstark, dachte er sofort. Energisch und sexy.

Sie schüttelte den Kopf und sah Duncan an – ihre grünen Katzenaugen musterten ihn kühl und gründlich.

»Das geht nur von Angesicht zu Angesicht, Captain. Und das wusstest du auch, als du mich gerufen hast.«

»Du kannst erst mal versuchen, ihn übers Handy zum Aufgeben zu überreden.«

»Das wurde doch bereits versucht.« Sie beobachtete den Mann, der beruhigend auf den heulenden Selbstmordkandidaten einredete. Der ehemalige Arbeitgeber und Vermieter, nahm sie an. Dafür war er aber noch ziemlich jung. Ein ziemlich gut aussehender Kerl, der sich schwer zusammenriss, nicht panisch zu werden.

»Er braucht ein Gegenüber, einen Ansprechpartner. Ist das der Arbeitgeber?«

»Duncan Swift, ihm gehört die Bar im Erdgeschoss. Er hat den Notruf gewählt, nachdem ihn unser Kandidat angerufen und gedroht hat, sich vom Dach zu stürzen. Swift hat sich seitdem nicht vom Einsatzort entfernt.«

»Verstehe. Du leitest diesen Einsatz, aber ich bin die Verhandlerin. Ich muss da rauf. Mal sehen, wie der Selbstmordkandidat reagiert.«

Sie ging zu Duncan hinüber und wies ihn an, ihr das Telefon zu geben.

»Joe? Hier spricht Phoebe. Ich gehöre zur Polizei. Wie geht es Ihnen da oben, Joe?«

»Wieso fragen Sie?«

»Ich will nur sicher sein, dass es Ihnen gut geht. Ist Ihnen nicht zu heiß, Joe? Die Sonne knallt heute ganz schön. Ich werde Duncan bitten, uns ein paar Flaschen kaltes Wasser zu holen. Ich würde sie Ihnen gerne bringen und mich mit Ihnen unterhalten.«

»Ich bin bewaffnet!«

»Ich weiß. Wenn ich Ihnen was Kaltes zu trinken rausbringe, Joe, werden Sie mich dann erschießen?«

»Nein«, sagte er nach langem Schweigen. »Nein, verdammt. Warum sollte ich? Ich kenne Sie doch gar nicht.«

»Ich bring Ihnen eine Flasche Wasser raus. Ich ganz allein, Joe. Ich möchte, dass Sie mir versprechen, jetzt nicht zu springen oder zu schießen. Versprechen Sie mir, dass ich zu Ihnen kommen und Ihnen eine Flasche Wasser bringen darf?«

»Ein Bier wär mir lieber.«

Der sehnsüchtige Klang in seiner Stimme gab ihr etwas, wo sie einhaken konnte. »Was für ein Bier hätten Sie denn gern?«

»Ich hab noch eine Flasche Harp im Kühlschrank.«

»Ein kaltes Bier ist schon unterwegs.« Sie ging zum Kühlschrank, und als sie die Flasche herausholte, trat Duncan neben sie, um sie aufzumachen. Sie nickte, nahm sich selbst eine Dose Cola und riss sie auf. »Ich komm jetzt mit dem Bier zu Ihnen rauf, einverstanden?«

»Ja, ein Bier wär schön.«

»Joe?« Ihre Stimme war so kühl wie die Flasche in ihrer Hand, während ein Polizist ihr beim Anseilen half und ihr die Waffe abnahm. »Ich stehe jetzt vor der Tür zum Dach, Joe. Darf ich raufkommen?«

»Ja, ja, das hab ich Ihnen doch schon gesagt, oder?«

Sie hatte recht gehabt, was die Sonne betraf. Sie knallte auf das Dach wie ein heißer roter Ball. Sie sah nach links und entdeckte ihn auch schon.

Er trug nur eine Art schwarze Boxershorts. Ein Typ mit aschblondem Haar und heller Haut, die bereits gefährlich rot war. Er blinzelte ihr aus seinen vom Weinen verquollenen Augen zu.

»Ich hätte zusätzlich zum Bier lieber noch etwas Sonnencreme mitbringen sollen.« Sie hielt die Flasche hoch, damit er sie sehen konnte. »Sie holen sich hier einen Riesensonnenbrand, Joe.«

»Mir doch egal.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Waffe fallen lassen würden, Joe, damit ich Ihnen Ihr Bier bringen kann.«

Er schüttelte den Kopf. »Vielleicht ist das ja nur ein Trick.«

»Ich verspreche Ihnen, keinerlei Tricks anzuwenden, wenn Sie die Waffe zur Seite legen, während ich Ihnen das Bier bringe. Ich will nur mit Ihnen reden, Joe, nur Sie und ich. Und reden macht Durst, vor allem hier draußen in der prallen Sonne.«

Während er seine Beine über den Dachvorsprung baumeln ließ, senkte er die Waffe und legte sie auf seinen Schoß. »Stellen Sie das Bier dort ab, und gehen Sie wieder.«

»Einverstanden.« Während sie auf ihn zuing, ließ sie ihn nicht aus den Augen. Sie roch seinen Schweiß und seine Verzweiflung, und sie sah das Selbstmitleid in seinen blutunterlaufenen braunen Augen. Sie stellte die Flasche vorsichtig auf den Dachvorsprung und trat wieder einen Schritt zurück. »Geht das so?«

»Wenn Sie irgendwelche Tricks versuchen, spring ich.«

»Verstehe. Warum sind Sie eigentlich so verzweifelt?«

Er griff nach dem Bier, umklammerte erneut seine Waffe und nahm einen großen Schluck. »Warum hat man Sie hier rausgeschickt?«

»Mich hat niemand geschickt, ich bin freiwillig gekommen. Das ist mein Job.«

»Wie bitte? Sind Sie Psychologin oder so was?« Er schnaubte verächtlich und nahm noch einen Schluck.

»Nicht ganz. Ich rede mit den Leuten, vor allem, wenn sie in Schwierigkeiten sind oder es zumindest glauben. Was ist mit Ihnen, Joe?«

»Ich bin ein Versager, das ist alles.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Meine Frau hat mich verlassen. Wir waren nicht mal ein halbes Jahr verheiratet, und schon ist sie weg. Dabei hat sie's mir mehrfach gesagt. Wenn ich wieder mit dem Spielen anfangen will, ist sie weg. Ich hab nicht auf sie gehört, ich hab ihr einfach nicht geglaubt.«

»Das scheint Sie wirklich wahnsinnig traurig zu machen.«

»Sie war das Beste, was mir je passiert ist, und ich hab's versaut. Ich dachte, ich würde gewinnen – ich wollte noch ein paar mal gewinnen und dann endgültig aufhören. Aber es hat nicht geklappt.« Er zuckte die Achseln. »Es klappt nie.«

»Aber das ist doch noch lange kein Grund, sich umzubringen. Von einem geliebten Menschen verlassen zu werden ist schlimm, und es tut weh. Aber wenn Sie sich jetzt umbringen, können Sie's nie wiedergutmachen. Wie heißt denn Ihre Frau?«

»Lori«, murmelte er, während ihm wieder die Tränen kamen.

»Ich glaube nicht, dass Sie Lori wehtun wollen. Wie glauben Sie, wird sie sich erst fühlen, wenn Sie das tun?«

»Warum sollte ihr das jetzt noch was ausmachen?«

»Sie hat Sie immerhin so sehr geliebt, dass sie Sie geheiratet hat. Macht es Ihnen was aus, wenn ich mich hierher setze?« Sie klopfte wenige Meter von ihm entfernt auf den

Dachvorsprung. Da er nur mit den Achseln zuckte, setzte sie sich und nippte an ihrem Getränk. »Ich glaube, wir finden eine Lösung, Joe. Wir finden eine Möglichkeit, Ihnen und Lori zu helfen. Sie klingen wie jemand, der eine Lösung finden möchte.«

»Ich bin meinen Job los.«

»Das ist schlimm. Was war das für ein Job?«

»Ich war an der Bar in dem Laden da unten. Lori wollte nicht, dass ich in einer Sportsbar arbeite, aber ich hab ihr gesagt, dass ich das im Griff habe. Aber das stimmte leider nicht. Ich hab angefangen, heimlich mitzuwetten. Und als ich anfang zu verlieren, hab ich in die Kasse gegriffen, damit sie nichts merkt. Je mehr ich gewettet habe, desto mehr habe ich verloren und desto mehr habe ich gestohlen. Dann wurde ich erwischt und gefeuert. Mit der Miete war ich auch schon im Rückstand.«

Er griff nach der Waffe und drehte sie in seiner Hand. Phoebe konnte sich gerade noch beherrschen, nicht instinktiv in Deckung zu gehen. »Wozu das alles? Ich hab doch nichts mehr.«

»Ich kann gut verstehen, dass Sie das derzeit so sehen. Aber es ist nun mal so, dass Ihnen noch viele Möglichkeiten offenstehen, Joe. Jeder hat eine zweite Chance verdient. Wenn Sie sich jetzt umbringen, ist es vorbei, und zwar endgültig. Dann gibt es kein Zurück mehr, dann können Sie sich weder mit Lori noch mit sich selbst aussöhnen. Wie würden Sie sich denn mit ihr versöhnen, wenn Sie die Möglichkeit dazu hätten?«

»Keine Ahnung.« Er sah über die Stadt hinweg. »Ich kann Musik hören. Die muss von der Parade stammen.«

»Das Leben ist lebenswert, auch für Sie. Welche Musik hören Sie denn gern?«

Drinne in der Wohnung wandte sich Duncan an Dave.
»Musik? Was für Musik er mag? Was zum Teufel macht die Frau da draußen?«

»Sie verwickelt ihn in ein Gespräch. Sie überredet ihn, wieder runterzukommen. Jetzt antwortet er.« Dave wies mit dem Kinn auf den Mann auf dem Dach. »Solange er über Coldplay redet, stürzt er sich nicht vom Dach.«

Duncan hörte zu, während sie sich die nächsten zehn Minuten über Musik unterhielten. Eine Unterhaltung, die er in jeder Bar oder jedem Restaurant der Stadt hätte hören können. Als er sich klarmachte, dass Joe auf dem Dach saß, kam ihm die ganze Szene völlig unreal vor. Als er sich klarmachte, dass die zierliche, durchtrainierte Rothaarige mit den Katzenaugen Small Talk mit einem halb nackten, bewaffneten Barmann mit Selbstmordabsichten machte, kam ihm das vor wie ein Ding der Unmöglichkeit.

»Meinen Sie, ich sollte Lori anrufen?«, fragte Joe unsicher.

»Möchten Sie das denn?« Sie wusste schon, dass man versucht hatte, Joes Ehefrau zu erreichen, leider ohne Erfolg.

»Ich möchte ihr sagen, dass es mir leidtut.«

»Schauen Sie mich an, Joe.« Als er ihr den Kopf zuwandte, sah sie ihm fest in die Augen. »Wollen Sie ihr so zeigen, dass es Ihnen leidtut? Indem Sie sie zwingen, Sie zu begraben und um Sie zu trauern? Wollen Sie sie bestrafen?«

»Nein!« Seinem Gesicht und seiner Stimme nach zu urteilen, entsetzte ihn diese Vorstellung. »Das ist alles meine Schuld. Alles nur meine Schuld.«

»Ich glaube nicht, dass Menschen an allem selbst schuld sind. Suchen wir lieber nach einem Ausweg. Suchen wir nach einer Möglichkeit, wie Sie das Ganze wiedergutmachen können.«

»Phoebe, ich habe beinahe fünftausend Dollar Spielschulden.«

»Fünftausend sind ziemlich viel, kann einem ganz schön Angst einjagen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie es ist, Geldprobleme zu haben. Wollen Sie etwa, dass Lori für Ihre Schulden aufkommen muss?«

»Nein. Wenn ich tot bin, muss niemand mehr zahlen.«

»Ach ja? Aber sie ist Ihre Frau. Sie ist mit Ihnen verheiratet.« Phoebe wusste nicht genau, wie sich die Sache juristisch verhielt, aber es war eine Chance. »Es kann gut sein, dass sie Ihre Schulden übernehmen muss.«

»Ach du Scheiße.«

»Ich glaub, ich weiß, wie wir das Problem lösen können, Joe. Joe? Ich weiß, dass Ihr Chef in der Wohnung ist. Und zwar, weil er sich Sorgen um Sie macht.«

»Der ist in Ordnung. Dunc ist ein netter Kerl. Ich hab ihn belogen und betrogen. Ich kann's ihm nicht verübeln, dass er mich gefeuert hat.«

»Ich verstehe, und ich sehe auch, dass Sie sich für Ihre Fehler verantwortlich fühlen. Sie sind ein verantwortungsbewusster Mensch, und Sie wollen diese Fehler wiedergutmachen. Dunc ist ein netter Kerl, sagen Sie. Insofern bin ich mir ziemlich sicher, dass er Verständnis haben wird. Ich rede mit ihm, wenn Sie das wollen. Ich bin gut im Reden. Wenn er Ihnen genügend Zeit gibt, das Geld zurückzuzahlen, wäre Ihnen doch schon mal sehr geholfen, oder?«

»Ich ... äh ... ich weiß nicht.«

»Ich werd mit ihm reden.«

»Er ist ein netter Kerl. Und ich habe ihn bestohlen.«

»Sie waren verzweifelt, hatten Angst und haben einen Fehler gemacht. Ich spüre, dass es Ihnen leidtut.«

»Es tut mir auch leid.«

»Ich red mit ihm«, wiederholte sie. »Sie müssen mir nur die Waffe geben und vom Dach kommen. Sie wollen doch Lori nicht wehtun.«

»Nein, das nicht, aber ...«

»Wenn Lori jetzt hier wäre, was würden Sie ihr sagen?«

»Ich – wahrscheinlich, dass ich auch nicht weiß, wie es so weit kommen konnte, und dass es mir leidtut. Dass ich sie liebe. Und dass ich sie nicht verlieren will.«

»Wenn Sie sie nicht verlieren wollen, wenn Sie sie lieben, dann geben Sie mir die Waffe und kommen vom Dach. Denn sonst lassen Sie sie mit ihrer Trauer und der Schande allein.«

»Es ist nicht ihre Schuld.«

Phoebe erhob sich vom Dachvorsprung und streckte eine Hand aus. »Sie haben recht, Joe, Sie haben vollkommen recht. Und jetzt zeigen Sie's ihr.«

Er sah die Waffe, sah, wie Phoebe langsam danach griff. Sie war ganz schlüpfzig von seinem Schweiß, als sie sie sicherte und in ihren Gürtel steckte. »Kommen Sie vom Dach, Joe.«

»Und was dann?«

»Kommen Sie vom Dach, und ich erklär es Ihnen. Ich werde Sie nicht belügen.« Wieder streckte sie ihm ihre Hand entgegen. Eigentlich durfte sie das nicht, und das wusste sie auch. Verhandler können von einem Selbstmörder leicht mit in die Tiefe gerissen werden. Aber sie sah ihm dabei fest in die Augen und umschloss seine Hand.

Nachdem er sich vom Dachvorsprung entfernt hatte, ließ er sich einfach zu Boden fallen und schluchzte erneut. Sie blieb bei ihm, legte den Arm um ihn und schüttelte heftig den Kopf, als sie sah, dass Polizisten zur Tür geeilt waren.

»Alles wird gut. Joe, Sie müssen die Polizisten begleiten. Sie müssen sich erkennungsdienstlich behandeln lassen. Aber alles wird gut.«

»Es tut mir leid.«

»Ich weiß. Und jetzt kommen Sie bitte mit. Bitte.« Sie half ihm auf und stützte ihn, während sie zur Tür gingen. »Aber erst ziehen Sie sich etwas an. Keine Handschellen«, zischte sie. »Joe, einer der Officer wird Ihnen ein Hemd, eine Hose und Schuhe holen. In Ordnung?« Als er nickte, gab sie einem der anwesenden Officer ein Zeichen.

»Muss ich ins Gefängnis?«

»Für kurze Zeit. Aber wir fangen sofort damit an, Ihre Probleme zu lösen.«

»Werden Sie Lori anrufen? Wenn sie kommen könnte, dann ... dann könnte ich ihr zeigen, dass es mir leidtut.«

»Aber natürlich. Ich möchte, dass der Sonnenbrand behandelt wird, außerdem muss er jede Menge trinken.«

Joe schlug die Augen nieder und zog seine Jeans an. »Tut mir leid, Mann«, murmelte er zu Duncan.

»Mach dir deswegen mal keine Sorgen. Hör zu, ich besorg dir einen Anwalt.« Duncan sah sich Hilfe suchend nach Phoebe um. »Oder?«

»Das ist eine Sache zwischen Ihnen und Joe. Sie hängen da mit drin.« Sie tätschelte kurz Joes Arm. Zwei Polizisten führten ihn ab.

»Gut gemacht, Lieutenant.«

Phoebe zog die Waffe aus dem Gürtel und öffnete sie. »Nur eine Kugel. Er hatte nie vor, irgendjemand anders

außer sich selbst zu erschießen, und die Chancen dafür standen fünfzig zu fünfzig.« Sie reichte ihrem Captain die Waffe. »Du hast gespürt, dass er mit einer Frau reden musste.«

»Den Eindruck hatte ich«, bestätigte Dave.

»Es sieht ganz so aus, als ob du recht gehabt hättest. Irgendjemand muss seine Frau ausfindig machen. Wenn sie sich weigert, ihn zu sehen, rede ich mit ihr.« Sie wischte sich die Schweißtropfen von den Brauen. »Gibt es hier irgendwo Wasser?«

Duncan reichte ihr eine Flasche. »Ich hab welches kommen lassen.«

»Danke.« Sie nahm einen großen Schluck und musterte ihn. Dichtes, volles braunes Haar, ein markantes Gesicht mit einem schönen, kräftigen Mund und hellblauen Augen, die im Moment allerdings ziemlich besorgt dreinsahen. »Werden Sie Anklage erheben?«

»Wegen was?«

»Wegen des Geldes, das er aus der Kasse genommen hat.«

»Nein.« Duncan ließ sich auf einen Stuhl sinken und schloss die Augen. »Meine Güte, nein.«

»Wie viel war es?«

»Ein paar Tausender, vielleicht auch ein bisschen mehr. Aber das spielt keine Rolle.«

»O doch. Er muss es zurückzahlen, allein schon, damit er die Selbstachtung nicht verliert. Wenn Sie ihm wirklich helfen wollen, bestehen Sie darauf.«

»Gut. In Ordnung.«

»Sie sind auch sein Vermieter?«

»Ja. Sozusagen.«

Phoebe hob die Brauen. »Dann sind Sie doch der Ge-

lackmeierte? Können Sie es sich leisten, noch einen Monat ohne Mieteinnahmen auszukommen?»

»Ja, ja, kein Problem.«

»Gut.«

»Hören Sie ... ich weiß nur, dass Sie Phoebe heißen.«

»MacNamara. Lieutenant MacNamara.«

»Ich mag Joe. Ich will nicht, dass er ins Gefängnis muss.«

Ein netter Kerl, hatte Joe gesagt. Womit er sicher recht hatte. »Ich weiß das durchaus zu schätzen, aber die Sache hat nun mal Konsequenzen. Wenn Sie wissen, wem er die fünftausend schuldet, sollte er die auch begleichen.«

»Ich wusste nicht, dass er spielt.«

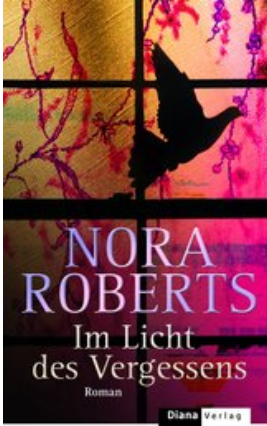
Diesmal lachte sie kurz auf. »Sie besitzen eine Sportsbar, und wissen nicht, dass darin gewettet wird?»

Ihm stellten sich die Nackenhaare auf, dabei hatte er längst einen Knoten im Magen. »Moment mal, Slam Dunc's ist eine nette Kneipe und keine finstere Spelunke. Ich wusste nicht, dass er ein Spielsuchtproblem hat, sonst hätte ich ihn hier nicht arbeiten lassen. Ich bin vielleicht nicht ganz unschuldig daran, aber ...«

»Nein, nein.« Sie hob abwehrend die Hand und rollte die kalte Flasche über ihre schweißnasse Stirn. »Mir ist heiß, und ich bin gereizt. Sie trifft nicht die geringste Schuld. Es tut mir leid. Die äußeren Umstände haben ihn auf diesen Dachvorsprung getrieben, und für diese Umstände ist er selbst verantwortlich, genauso wie für seine Entscheidungen. Wissen Sie, wo wir seine Frau finden können?»

»Ich nehme an, sie schaut sich die Parade an, wie alle anderen in Savannah außer uns.«

»Wissen Sie, wo sie wohnt?»



Nora Roberts

Im Licht des Vergessens

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 624 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-29048-8

Diana

Erscheinungstermin: März 2008

Eiskalte Spannung und eine fesselnde Liebesgeschichte

Phoebe MacNamara kennt die Gefahr. Geiselnahmer, Amokläufer – beim FBI ist sie die Expertin für Ausnahmezustände. Aber erst die Liebe zu Duncan hat sie unverwundbar gemacht. Glaubt sie. Bis sie von einem Unbekannten brutal überfallen wird. Fortan muss sie um ihr Leben fürchten ...

Seit sie als junges Mädchen ihre Familie aus den Fängen eines gewalttätigen Erpressers befreite, kann Phoebe sich auf ihr Verhandlungsgeschick und ein untrügliches Gespür in lebensgefährlichen Situationen verlassen. Und so ist sie nach ihrer Ausbildung beim FBI eine bei den Kollegen hoch geschätzte Expertin bei Amoklauf und Geiselnahme. Doch erst als sie Duncan trifft, lernt sie, was es heißt, jemandem zu vertrauen. Ihr Glück wird jäh zerstört, als sie von einem Unbekannten überfallen wird. Brutal misshandelt, kann sie in letzter Sekunde entkommen. Als beim nächsten Angriff ein Unschuldiger stirbt, weiß Phoebe, dass der Täter eine tickende Zeitbombe ist. Und auch ihre Tage sind gezählt.